

Zeitschrift: Die Schweiz = Suisse = Svizzera = Switzerland : offizielle Reisezeitschrift der Schweiz. Verkehrszentrale, der Schweizerischen Bundesbahnen, Privatbahnen ... [et al.]

Herausgeber: Schweizerische Verkehrszentrale

Band: 50 (1977)

Heft: 6: 50 Jahre Revue die Schweiz = 50 ans revue la Suisse

Rubrik: Literarische Texte aus dem zweiten Jahrgang der SBB-Revue = Textes littéraires provenant de la deuxième année de la revue des CFF

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

THUNER- UND BRIENZERSEE

Nº 4 1928

Landsgemeinde der oberländischen Wasser — Tummelplatz lenzbrauner Bäche, die an Grundlawinen Muttermilch tranken... Zwei Brüder sind sie, durch das starke Band der Aare unlöslich miteinander verbunden.

Trotz der unstreitig nahen Blutsverwandtschaft sind sie aber doch verschieden: die grossen blauen Augen weit offen der eine, der andere schlaun blinzeln, aller Geheimnisse und Märchen voll.

Wer sie sieht, muss sie lieben. Sicherlich, glaubt es nur! Übrigens fällt mir noch ein weiteres Gleichnis ein. Brrr... darf ich es sagen? Zentrum — eines Spinnennetzes...

Hundert krause Stirnen — hundert offene Mäuler, aus denen bald etwas wie Wut kocht. Und mit Recht! Man isst und trinkt nämlich gut an jenen freundlichen Seegestaden und wird dabei keineswegs ausgesogen. Nein, die Protestierenden verdienen es wirklich nicht, mit garstigen Spinnen verglichen zu werden. Es war auch nicht so böse gemeint, sondern eben — ganz anders.

Das Spinnetz fiel mir in Verbindung mit einem Berner Schnellzug ein, der hurtig ein Dutzend Wagen voll Reiselustige von der Bundesstadt weg ins Oberland schaukelt.

Jetzt ist man in Thun und da fängt das Ding an.

Wohin? Gleich linksufrig weiterfahren? Alle Herrlichkeiten des rechten Gestades liegen lassen, die man so leicht mit der Strassenbahn erreicht? Im weitern hat man auch von einer Dampferfahrt geträumt, quer durch die goldigblaue Mitte. Teufel! Und jetzt sind die Spinnfäden da. Schon in Merligen weist so ein steiler Faden nach dem Beatenberg. In Interlaken wird das Ding ärger: Schynige Platte? Harder? Heimwehfluh? Oder gar in die Täler hinein, über alle Berge hinaus zum Jungfrauoch? Es ist wirklich etwas daran, an dem Spinnetz.

Strammer gesponnen sind dann die eisernen Stränge, die von Spiez weg durchs Frutigland den Weg ins Wallis oder durchs Simmental hinauf und hinab nach dem Leman weisen. Nicht vergessen darf man endlich, dass man um wenig Geld allen Buchten des Brienzensees nach und über den Brünig hinüber nach Luzern fährt. Was sagt Ihr nun zu dem Spinnetz?

Nichts? Die krausen Stirnen sind wieder glatt. Die vorzeitig Protestierenden schmunzeln. Der Zug ist inzwischen weitergeschaukelt.

Gut. So stapft man ins Städtlein hinein. Alt — schön. Der Kirchturm schaut auf einen herab und dort steht das Schloss, auf dem einst tollköpfige Junker gar brudermörderisch hausten. Man kennt die Geschichte nicht ganz genau. Sie will sich auch schlecht zum lieblichen Frühlingstag reimen.

Müßig spaziert man an den Aareinseln vorüber. Auf der einen wohnte ein Dichter. Wie hiess er nur? Gott, vergisst man leicht an gewissen Tagen! Man hat übrigens auch schon alle Zugsanschlüsse vergessen, die man sich doch so schön zusammengestellt. Ein Schifflein, ganz ein schmales, schwankes, trägt einem vom einen Schlosse zum andern, von der Schadau zur Chartreuse und weiter.

Man sitzt ganz hinten im Boot. Es schaukelt. Nicht wie der Schnellzug. Nein, ganz anders. Wie eine Wiege. Man könnte schlafen und schläft doch nicht. Man lässt eine Hand ins Wasser gleiten. Es ist lau, frisch und blau. Auch der Himmel ist blau. Nur über dem fernen Morgenberghorn ziehen langsam ganz kleine Wolken.

Schlank wie eine Nadel ragt hinter meinem Rücken der Kirchturm von Hilterfingen empor. Seine Glocke ruft: Vesper! Ich lege mich in die Stricke, dass die schlank geschnitzten Ruder sich biegen. So folge ich dem Rufe. Der leere Magen knurrt Beifall.

* * *

Einst baute man Schlösser am Gestade des Sees, heute Weekend-Häuser. Zwei Zimmer, eine kleine Amerikanerküche und unter dem Küchenboden ein Boot. Frühmorgens reisst man die Falltüre hoch und lässt sich hinunterplumpsen. Rasch ist der Schlaf aus den Augen gewaschen. Schwarzrückige Amseln singen auf den Bäumen.

Zuerst, ja, da lauscht man ein wenig. Dann pfeift man. Und überm Pfeifen kommt man ins Summen und Brummen. Wenn man sich endlich alles Tote aus den Lungen gespuckt und also die Stimme geklärt, fällt man gerne mit ein. Man singt mit Andacht und viel Eifer und Freude.

Derweil hat der Herrgott auf all den vielen Zacken und Spitzen den Tag angezündet.

* * *

Und wenn man gefrühstückt, frische Brötchen, dreijährigen Käse aus dem Justital, Maiananken und dito Honig, wenn man den Kaffee getrunken und die Pfeife angezündet, dann fangen ringsum die Glocken zu läuten an. Das ist nun, allen Spass beiseite, etwas ganz Grosses. Sinniger als diese Klänge es tun, kann keine Hochzeit gefeiert werden. Man sagt so gern von etwas, das man nicht auszudrücken vermag, das lasse sich nicht mit Worten beschreiben. Ich will dies ja nicht behaupten, weil C. F. Meyer es konnte. So mag es sein, wenn sein Kilchberg läutet. Ich selber versuche die heimatlichen Leissigglocken herauszufinden. Das geht natürlich nicht gut. Ich muss mich damit zufrieden geben, zu wissen, dass sie sicher mithelfen, den hallenden Kranz um den See zu winden.

Obschon ich recht weit hinausgerudert, weht mir der Wind eine Wolke Blütenduft um die Nase. Wenn jetzt der heil. Beatus stehenden Fusses auf seinem zerlöcherten Mantel gefahren käme, um drüben in Einigen sein Evangelium zu verkünden, mich würde es nicht wundern. Es gleitet aber nur ein spitzes, milchweisses Segel vorüber.

Ich lasse den Feldstecher kreisen. Das entreisst mich der Andacht. Ich entdecke. (Verzeiht, dass ich einen lockern Faden am Spinnetz vergessen.) Weit, weit hinauf ist das Trasse der Niesenbahn schon ausgeapert.

* * *

Riviera! Ja, ja! Man darf solches schon behaupten, ohne als überkühn zu gelten. Am Thunersee blühen jetzt: Magnolie und Kirschbaum, Pfirsiche und Aprikosen ... Dabei habe ich mich doch verstiegen, weil ich alles andere als ein Botaniker, Gärtner oder Baumzüchter bin. Nein, ich finde mich wirklich nicht zurecht in all dem schneeweissen und rosarotem Geblühe, das jetzt das Brautkleid der Erde webt und in unparteiischer Grossmut Hauswände und Schlossmauern schmückt. Edelkastanien gibt's noch. Das weiss ich ganz sicher. Solche half ich als Bub mit Knebeln und Kieselsteinen herunterschlagen.

Ich ergehe mich jetzt an den Hängen des Spiezerberges und zweifle sehr, dass der dort früher gekelterte Landwein so sauer war, wie böse Zungen ihm nachsagen wollen.

Der «goldene Hof», zur «goldenen Lust». Hier also wohnte der Bubenberg, bis ihn die Ratsherren des alten Bern mit einem Trüpplein Unerschrockener nach Murten sandten.

* * *

So ruht man sich denn am einen Tage satt und saugt sich gleichzeitig Wanderlust ins Geblühe. Im Frühling, wo kein Mensch weiss, was für Wunder zu schaffen der Herrgott im Sinne trägt, da darf man nicht rasten.

Breit und behaglich klatscht der Schwall der Dampferwellen ans steinige Ufer. Man fährt an der Ruine Weissenau vorüber und denkt an Unspunnen.

Stolz begeht man den Interlakener Höhenweg. Die mächtigen Nussbäume streuen ihren dünnen Schatten

über das fein geharkte Kies. Uralt sind die Bäume. Die Mönche haben sie gepflanzt. Man streitet sich zwar darüber. Ich weiss nicht ganz sicher warum, bin ein schlechter Botaniker, ein schlechter Historiker.

Von Ringgenberg weg äugt man schräg zum Giessbach hinüber. Die Schneckeninsel vor Iseltwald sollte man nicht vergessen. Im Herbst gibt es dort richtige, blaue Feigen.

Und wenn dann der Abend sinkt, so steht man am obersten Ende des Sees, bei der Briener Kirche. Man ist auf dem Kai spaziert und schaute den Schwänen und Enten zu. Man guckte hier und dort in einen Schnitzlerladen. Um Winkel und Ecken biegender, kam man endlich hierher und sitzt nun auf der Friedhofmauer, wo im 13. Jahrhundert der Edle Cuno von Brienz mit seinem Bruder Rudolf von Raron und dessen Sohn zu Visp, gesessen. Abt Heinrich von Engelberg stand bei ihnen und förderte mit kluger Beredsamkeit ihren Entschluss, ihm den Kirchenschatz von Brienz zu vergaben. In der Kirche selber wurde dann die Schenkung feierlich bestätigt, die Urkunde geschrieben und mit den stolzen Siegeln geschmückt, das heisst, ich weiss wieder nicht sicher, ob die Herren schon Siegel besaßen.

Ein wenig wehmütig möchte ich werden. Da unten rauscht der See. Noch immer decken die langen, feinen Wimpern ihm die wechselfarbigen Augen zur guten Hälfte. Ich möchte hineingucken in all seine Geheimnisse, Wunder und Märchen. Welle um Welle schlägt ans steile Bord. Ich rätsle. Vielleicht, dass andre die Wunder schauen.

Fritz Ringgenberg.

Premier Août dans le Jura

Nº 7 1928

Cloches du Landeron, Saint-Blaise, Enges, Cornaux,
voix de Rome et de la Réforme confondues,
voix qui nous arrivez, un soir par an, là-haut
dans la douce clairière suspendue
entre les feux du ciel et les feux du Plateau!

Cloches du Landeron, Cornaux, Enges, Saint-Blaise,
chanson du vieux pays très sage et reposé,
et des villages nettoyés, bien à leur aise,
où les coeurs n'ont jamais senti passer
le souffle ni l'émoi d'une âpre solitude!

Rien au monde que vous, ce soir, les voix sacrées
et les clarines du bétail, et le soupir
de tes branches, Forêt tant de fois explorée,
maison de nos plus calmes souvenirs,
rien au monde que vous, ce soir, les voix d'églises!

Comme s'il n'y avait pas ce pays nouveau
de gares et d'hôtels, de routes asphaltées,
et comme s'il n'y avait pas tout ce réseau
d'affaires et de rails ... Paix méritée:

Cloches du Landeron, Saint-Blaise, Enges, Cornaux!
Charly Clerc.

UN POMERIGGIO

Nº 12 1928

Mi avevano detto che i più bei garofani del mondo sono quelli che coltiva un certo signor Isella nel suo giardino presso Morcote: ed una domenica volli andarci, per averne una pianticella o due da regalare alla mia figliuola Mira il giorno del suo compleanno. La Mira ha una particolare tenerezza per i garofani: e quando tempo fa le morì quel pavonazzone ch'ella teneva sul davanzale della finestra, fu un lutto in grande, che gettò la sua ombra anche su di me incolpevole e sulla mensa domestica e su tutto.

Il signor Isella mi accolse con un «cosa vuole lei?» niente affatto incoraggiante. Dritto dietro le sbarre del suo cancello, mi mostrava una faccia da bull-dog scolpita di tutta forza, così ostile che fui lì lì per rispondergli: ho sbagliato, scusi ... E lasciare quel cagnaccio a guardia dei suoi garofani. Ma no, gli spiegai: ed egli,

senza mutare ciera, mi schiuse un po' il cancello e mi fece entrare, brontolando però come se mi scacciasse: — Non faccio commercio di garofani. Ne coltivo per mio piacere, non per venderli al primo venuto ... Ma entri, dunque! si sbrighi dunque!

E quello fu il principio d'uno dei pomeriggi più sereni ch'io ricordi. Quel signor Isella aveva veramente una faccia da bull-dog e non poteva già cambiarsela: ma non è poi detto che la bontà sia condannata ad avere sempre la faccia d'un agnello. E la cordialità, quand'è la vera, non è cosa che vegeti alla superficie, come le muffe. E così l'allegria. L'allegria qualche volta si cela, come le dolci castagne, in un riccio feroce.

Garofani da vendere, nemmeno una pianticella. In dono sì, quanti ne volevo. E mi condusse per aiuole e serre a visitare il suo gran popolo di fiori. Una mera-

viglia. Ma altrettanta meraviglia quell'omaccione tutto d'un pezzo: veder come si moveva facile e leggero per un sentierino largo una spanna, tra colori ed aromi; e di tanto in tanto si chinava a prendere tra le dita di ferro un fiore più gentile, più raro, e ne rivolgeva in su la faccia, che io ammirassi. E ne' suoi occhi cagneschi passavano sorrisi di tenerezza. E sulle grosse labbra gli nascevano parole d'intelligenza delicata, di amore puro.

Ma non avevo ancora veduto il più ed il meglio, che fu quando il mio burbero ospite mi menò verso la casa a ridosso della collina: una casona vasta e bassa, come se volesse aderire più saldamente alla madre terra. Sopra il portico, per l'intera facciata, s'apriva una loggia ad archi ampi; e dai parapetti, fra pilastro e pilastro, pendevano i garofani più sontuosi di tutto il regno. Pareva una lunga striscia di broccato fiammante appesa ad una casa in cui si celebrasse chissà che festa.

Mi spiegò che, per i suoi garofani, essere collocati lassù era il premio di chi sapeva fiorire nel modo migliore. E se mi avesse aggiunto che i suoi vasi facevano a chi fiorisse di più, allettati dal pensiero di quell'alto onore, gli avrei creduto.

Mi fece entrare sotto il portico, sedere ad una tavola, bere e ribere d'un suo vino bianco. Bianco per modo di dire: in verità era d'un dorato forte, che mirabilmente corrispondeva al sapore generoso e maschio.

Tutte quelle cortesie egli me le comandava con la voce e con il volto di chi infligga penitenze: sieda!... beva!... Nessuna necessità. Il mio obbedire aveva la prontezza e la liquidità che, secondo i moralisti, sono i pregi dell'obbedienza. Perfino, due o tre volte, prevenni il comando. Del resto, egli accompagnava il comando con l'esempio; ed i moralisti sanno quale efficacia il precetto acquisti se confortato dall'esempio.

Così, a poco a poco, una temperata allegria s'impossessò di noi. Di noi, dico; vale a dire anche del mio ospite, che cominciò a parlare scorrevole ed umano (o così pareva ai miei orecchi pieni d'un rombo musicale), ed a rispondermi da amico ad amico, nel tono d'una conversazione banaria. Si respirava odore di garofani e odore di vin d'oro. Si vedevano, inquadrati nelle linee semplici del portico, i più ricchi colori della terra e del cielo. E anche quel ceffo cane del signor Isella mi si palesò tutt'altra cosa che mi fosse parso dapprima.

— Meraviglioso potere, dissi, — casa da re.

— Questa casa, rispose, — l'ho costrutta io. Una ventina d'anni fa, nulla quassù di quel che vedete. Era un luogo incolto e sterile: qualche castagno, cespugli, sassi, un pò di prato magro. Nemmen era tutta terra nostra: nostra da questa parte: dall'altra, proprietà dei Crivelli, una famiglia ora estinta. Il confine passava proprio qui dove sediamo noi.

Pareva argomento finito. Ma poi un sorriso gli luccicò sui grossi zigomi.

— Il confine passava qui, è vero; ma più giù (vedete presso il cancello quel bel noce?) il confine cessava di essere una linea definita. Nessuna traccia di termini. Mio padre accusava il Crivelli di averli strappati una notte: il Crivelli rispondeva accusando mio padre dell'istesso misfatto. E ogni anno al tempo che si falciano i prati, erano liti d'inferno. Le parole più forti ch'io conosca, le ho imparate lì, due passi dietro mio padre, che pur era l'uomo più pacifico e buono di tutto il mondo. E anche quel Crivelli non doveva essere un cattivo diavolo; ma quando due uomini si trovano di

fronte, sull'estremo lembo del loro territorio, e non c'è di mezzo, molto visibile e niente equivoca, la statua del Dio Termine, le comuni regole del vivere non servono più. Nessuno può credere che cosa si dicessero mio padre ed il suo nemico, dritti di faccia l'uno all'altro, con le falci in mano. Se non avvenne mai che quelle falci intervenissero nella partita, vuol dire, caro mio, che proprio Dio esiste e che si dà la pena di prendere per un braccio e di tirare indietro gli uomini in pericolo di commettere le grosse bestialità.

Parole, dunque, dell'altro mondo: però fatti niente. E alcuni anni passarono così.

Ma un giorno i due nemici s'accorsero d'una certa pianta venuta su proprio nel mezzo della zona contesa. Non avevano fatto attenzione fino allora; ma quel giorno, dico, s'accorsero ch'era un bel noce, dritto come un asparagio, con certe foglione larghe così, d'un verde scuro. Ah, perbacco! un noce di tal fatta non lo si abbandona, ne costasse la vita. La guerriglia diventò guerra burrascosa. Tutti i giorni una battaglia; e le parole, ormai era vicino il momento che non sarebbero bastate più. Ma erano due bravi uomini, già v'ho detto; due bonaccioni. E la bontà non è poi vero che sia sempre la gonza che dicono. Nè sempre a seguire i suoi consigli ci si perde: qualche volta, nel sì nel no, nel così nel cosà ch'essa ci suggerisce, sta nascosta la possibilità di grandi vantaggi. Statemi a udire.

Una sera mio padre fa: — È ora di finirla! Prende una scure ed esce. — Vengo anch'io, dico. E gli vo dietro, tutto trepidante, col timore che mio padre vada a spaccare il cranio del Crivelli. C'era uno spizzico di luna, quel che occorre per non rompersi il capo contro i muri e le piante.

Respirai constatando che mio padre non si dirigeva verso la casa dei Crivelli. No, si mise per il sentiero del podere: e su su, dopo un poco, ci trovammo tutti e due sul margine della selva, a una ventina di passi dal famoso noce. — Non vorrai tagliar via una così bella pianta! dissi. Mi pareva una pazzia, una viltà; i giovani sono tutti più o meno miopi e non vedono le ragioni appena un poco lontane.

— È ora di finirla! ripeté: e fece alcuni passi verso il noce. Ma, proprio in quella, apparve, di là del noce, la figura d'uno che teneva pure qualche cosa in mano e s'accostava. E si fermò quando mio padre si fermò. E riprese a venire quando mio padre riprese ad andare. E teneva una sega, come mio padre teneva una scure. Ed era il Crivelli come mio padre era mio padre.

Fecero ancora qualche passo e si trovarono di fronte. Il cuore mi si mise a battere forte. — Ora si scannano, pensavo.

No. Stettero lì a guardarsi senza dire nulla, senza muoversi, un tempo che mi parve infinito. Poi scoppiarono tutti e due in una enorme risata, che pensai: diventano pazzi?

Eh, no, pazzi! Era il fracasso della ragione nel momento che rompeva il guscio. Era la bontà compressa che buttava via il turacciolo.

Il giorno dopo si ritrovarono; e la questione, durata dieci anni come la guerra di Troia, fu risolta lì per lì, che tutti e due si meravigliarono come fosse facile risolverla. Anzi il Crivelli ci offrì la sua terra in cambio di un campo che noi gli cedemmo altrove. Ed ecco come ho potuto strappare tutti i termini senza offendere il buon diritto di alcuno. E fabbricar questa casa. E conservare quel bel noce. E coltivare di qua e di là i miei garofani.

Francesco Chiesa.

SOMMER IN GRAUBÜNDEN

Nº 7 1928

Der Sommer bleibt die hohe Zeit der Berge. Der Zauber des Frühlings ist die Verheissung, des Herbstes die Melancholie des Abklanges, aber nie ist uns die Ahnung von der ewigen Stärke des Seins, von Mittagslust des Lebens so nah wie auf den Bergen, wenn das Jahr auf seinem Scheitel eine Weile ruht. Sommeralp in der Sonne. — Man liegt im Gras, sieht dicht vor sich ein Wäldchen von Halmen und hochstengeligen Blumen, schaut Käfern zu und Hummeln, die dröhnend von Blüte zu Blüte summen, dort hineinschlüpfen und hier wohl auch, den Kelch anbeissend, sich den Nektar auf Schleichwegen räubern; und hinter dieser Kleinwelt und durch sie hindurch sieht man die grossen Formen der im Sonnenbrand flammenden Berge. Eine aufrichtige und redliche Hitze spürt man auf dem Gesicht. Sie hat keine Schwere und Feuchtigkeit, keine Schwüle und nichts Dampfendes, die Haut bleibt trocken und voll Wohlgefühl. Es ist die Sonne aus erster Hand, sie bleibt nicht an den äusseren Schichten unseres Körpers haften, sondern dringt tief ein, und wir erleben rein animalisch, was uns die Auguren der Wissenschaft mit gelehrten Deduktionen zu beweisen wissen.

* * *

Dem Menschen im Tal zeigt die Natur immer nur eines ihrer Zimmer. Von den Gipfeln erst sehen wir tiefer in ihre Gedanken. Wie die Ringe der Schöpfungsgeschichte auf mittelalterlichen Mosaiken schichtet sich hier Zone auf Zone. In der Ferne blauen die Ebenen, ein Flussband leuchtet silbern, dann wölben sich Waldhöhen auf mit ultramarinfarbenen Schatten und nun grüne Alpberge, die weisse Dörfer in ihren Mulden hüten; dann trauern einsame Wetterlärchen, vom Wind zerzaust und ausgekämmt, und höher hinauf bleibt nur ein dunkler Schorf von Legföhren und zuletzt der nackte Fels: mächtige graue Häupter oder spitze Fialen wie Flammen, vielfarbig vom toten, stumpfen Blauschwarz des Serpentin bis zu einem gelblichen Rot dolomitähnlicher Formen. Und nirgends ist auf engem Raum ein solcher Reichtum von Gestaltungen wie in den Bündner Bergen, wo helvetische, penninische und ostalpine Schichtungen zusammentreffen. Betrachten wir die Täler und Schluchten als Falten im Gesicht der alternden Erde, so stellt das kleine Gebiet Graubündens einen Teil dieses Antlitzes dar wie den Ring um das Auge der Menschen, wo das Gefältel zu einem Netz unzähliger, kompliziertester Furchen zusammenläuft, Runen des Schick-

sals, Schriftzeichen einer vor vielen Jahrtausenden versunkenen Zeit.

* * *

Nichts rührt so sehr an den uralten, oft nur verschütteten Wandertrieb der Menschen als der Blick auf weisse Strassenbänder von den Höhen der Berge. Aber wie sind Strassen in der Ebene mit eintönigen, langen, geraden Zeilen alltäglich und unheroisch gegen den kühnen Willen der Bergstrassen! In vielen Kehren winden sie sich unverdrossen die Hänge hinauf, fressen sich durch Schluchten, überspringen Abgründe und kennen keine Furcht. Dabei sind sie nicht mutwillig oder eigensinnig, sie steigen gelassen empor, und wie sie vordem achtplätzigigen Kutschen nicht zu viel zumuteten, so sind sie ihren flinkern Nachfahren, den eleganten Postautos, zuverlässige Rampen. In den weichen Lederpolstern dieser mit einem besondern Sinn für Bequemlichkeit konstruierten Gefährte lehnt man wie in Klubsesseln und lässt Bild um Bild an sich vorbeiziehen. Und neben oder über ihnen laufen die andern Strassen, die stählernen der Bahnen, und waren jene kühn, so haben diese die graziöse Überlegenheit der Technik, die keine Schwierigkeiten mehr kennt, wenn sie ihres Prinzipes sicher ist. Sie wagen sich in Täler, die von Steinschlägen und Lawinen bedroht sind und biegen in unterirdischen Gängen vor allen Gefahren aus; in Spiralen schrauben sie sich im Innern der Berge hoch, ihre Sprünge über Tobel und Schluchten sind zierlich wie der Bogen der Iris. Ein Netz von Linien ist hier über die Alpen geworfen, das den Norden mit dem Süden verbindet, das Traubenland des Rheintales mit den Rebenhängen des Veltlins, das den Osten an den Westen knüpft und immer wechselnde Panoramen aufschliesst, deren Schönheit nicht zu beschreiben ist. Und da die Maschine nun auch noch den alten, von Schicksalgemeinschaften geheiligten Weg über die Oberalp in das Herz der Schweiz und nach dem Wallis hin gefunden hat, so ist eine Ost-Westdurchquerung der Schweizeralpen möglich geworden in einer Aussichtsfahrt von grossartigster Pracht. Aber was man an diesen Bündner Bahnen noch besonders rühmen darf, das ist ihr Takt und ihr Respekt vor der Natur. Wer noch der Meinung sein sollte, dass Menschenwerk und Technik zwar die Schönheiten der Natur zerstören, ihnen aber nie etwas hinzufügen könne, der möge die Viadukte von Langwies, Alvaneu und Wiesen oder die Bahnentwicklung zwischen Bergün und Preda betrachten.

Erwin Poeschel

Mit der Wahl von Siegfried Bittel zum Direktor der Schweizerischen Verkehrszentrale wurde 1934 von dieser auch die «SBB-Revue» übernommen und zu einem alle Verkehrszweige erfassenden Werbeorgan ausgebaut. 1934 als «SVZ/ONST-Revue» publik gemacht, segelte die Monatsschrift bereits ein Jahr später unter der Flagge «Schweiz, Suisse, Svizzera, Switzerland». Das Umschlagbild der Nummer 1/1934 schuf der Engelberger Graphiker Herbert Matter als spannungsreiche Photomontage, ein Künstler, der damals mit gleichen Mitteln auch mehrere Plakate für die SVZ entwarf. Seit Jahrzehnten wirkt er in den USA

L'Office national suisse du tourisme, après que Siegfried Bittel fut nommé directeur en 1934, reprit à son compte la revue des CFF et en fit un organe de propagande pour tous les secteurs du tourisme. Lancée au début sous le titre de «Revue SVZ/ONST», elle reçut une année plus tard celui qu'elle porte actuellement «Schweiz, Suisse, Svizzera, Switzerland». La page de couverture du numéro 1 de 1934 est un photomontage très animé du graveur Herbert Matter, d'Engelberg, artiste qui conçut aussi d'une manière analogue plusieurs affiches de l'ONST. Il est depuis bien des années établi en Amérique

Con l'elezione di Siegfried Bittel a direttore dell'Ufficio nazionale svizzero del turismo, nel 1934, quest'ultimo riprese pure la rivista delle FFS che venne ampliata e trasformata in organo pubblicitario di tutti i settori dei trasporti. La rivista mensile, pubblicata nel 1934 come «Revue SVZ/ONST», già un anno più tardi venne diffusa con la denominazione «Schweiz, Suisse, Svizzera, Switzerland». La copertina del numero 1/1934 è dovuta al grafico Herbert Matter, nativo di Engelberg, e propone un fotomontaggio di densa espressività; all'epoca l'artista produsse pure con i medesimi mezzi parecchi affissi per l'ONST. Da decenni egli lavora negli Stati Uniti

When Siegfried Bittel was made Director of the Swiss National Tourist Office in 1934, it took over the railway review and developed it into a promotional monthly embracing all aspects of travel. It was first called "Revue SVZ/ONST", but a year later became "Schweiz, Suisse, Svizzera, Switzerland". The cover for number 1/1934, a vigorously conceived photomontage, was done by Herbert Matter, a graphic designer from Engelberg. He also designed several posters in a similar style for the Swiss National Tourist Office. He has now worked in the USA for many years